

und der beiderseitigen Wachstumshemmung und darüber hinaus der „Horror chaotis“, der Abscheu der Natur gegen das vom bösartigen Tumor wie vom Massenmenschen als Evangelium angestrebte, von den faschistischen Staaten denn auch feierlich proklamierte Prinzip des „Amorphen, Undifferenzierten und, im soziologischen Falle, Ständelosen“ ist ...

Bei der Verkrebsung der Völker, die gemeinhin unter dem Begriffe der Vermassung bekannt ist, wiederholt sich die nämliche Erscheinung. Bei gesunden Völkern wird der zerstörende Einfluß der Vermassung in Zügeln gehalten durch jene rituellen Grenzen, die die einzelnen Stände um sich ziehen, solange sie, mit Spengler zu reden „in Form sind“ und schon durch diese gut durchblutete Vitalität ihre Gesundheit und Existenzberechtigung erweisen. Läßt diese Vitalität nach und verwandelt sich jene „abweisende Haltung“, die Goethe als den Ausgangspunkt jedes Patriziates (eines adeligen, bürgerlichen oder wie immer zu rubrizierenden Patriziates) anspricht, so beginnt, kenntlich am Kainszeichen mangelnder Produktivität und vermehrten Lebensanspruches, jene Krebszelle zu wuchern, die da Massenmensch heißt.

ERIK REGER

1893 in Bendorf am Rhein geboren, ist einer der Lizenzträger der in Berlin erscheinenden Zeitung „Der Tagesspiegel“. Er schrieb vor 1933 u. a. zwei große politische Romane, die sich der Form des Wirklichkeitsberichtes nähern: „Union der festen Hand“ und „Das wachsame Hähnchen“. Sein publizistisches Wirken seit 1945 zielt auf eine föderalistische Republik Deutschland und erklärt das kommunistische System als „eine Form des Totalitarismus“, die er in seinen wöchentlich erscheinenden Leitartikeln bekämpft. — Die „UNION DER FESTEN HAND“ weckte lebhaften Widerhall und wurde in vielen Ländern Europas eifrig diskutiert. Der Roman war zwölf Jahre lang verboten, da er mit schonungsloser Offenheit das Wirken der Industrieführer im Ruhrgebiet schilderte. Er ist vor zwei Jahren im Aufbau-Verlag erschienen. Wir geben im folgenden einen kurzen Abschnitt:

Man hatte also diesem Industriegebiet die Funktion einer „Waffenschmiede des Reiches“ übertragen, und zumal nach Ausbruch des Krieges, seit August 1914 klang durch die Gedichte, Reden und Zeitungsartikel dieses klirrende Wort wie die zitternde Stimme eines Greises, der von der ewigen Seligkeit berichtet.

Gleichwohl geschah das alles aus ziemlicher Entfernung, und man hütete sich vor der näheren Berührung mit diesem Land wie vor einem Aussätzigen. Es war ein Gebrauchsgegenstand für Trinksprüche geworden, doch behielt es immer das rätselhafte, gefährliche Antlitz eines unerforschten Vulkans. Man hielt die Industrie für ein Übel, wengleich für ein notwendiges Übel. Man sagte, sie sei für das Wohlergehen des Vaterlandes dasselbe, was der Dünger für das Wachstum der Blumen im Garten sei. Auch die Misthaufen auf den Äckern seien häßlich, und man müsse sich im Vorbeigehen die Nase zuhalten, aber man ziehe eben den Nutzen daraus, und bei gehöriger Anwendung bringe ihr Gehalt an Stickstoff, Phosphorsäure und Kali die köstlichsten Farben und Düfte der Rosen hervor.

So wurde das Steinkohlenrevier nur von weitem und etwas ängstlich beobachtet, wie ein Kriegsschauplatz, dessen Verwesungsgeruch den Schönheitsinn abstößt, dessen heroisierende Verherrlichung ihn aber entzückt. Der Handelsteil der Zeitungen spiegelte bloß die börsenmäßige greifbaren Vor-

138

gänge, der politische Teil bloß die Vorpostengefechte der Interessengegner. In den Lesebüchern standen etliche Anekdoten von großen Unternehmen, die jetzt, wenn auch noch etwas befremdend, als Industriekapitäne neben den Heerführern rangierten.

Wie das Land überhaupt aussah und wie die Menschen darin lebten, wußte man nicht und wollte man nicht wissen. Man hatte die Vorstellung: Ruß und Asche und Kohlenstaub und graues Straßenelend, verdorrnde Wälder und Sonne immer hinter Dunst. Jedoch man wußte: Die Waffenschmiede des Reiches. Das war genug. Ragende Schloten, feurige Essen, schwielige Hände, natürlich, das gehörte dazu. Das ist gewaltig, das ist unsere Überlegenheit, das macht uns keiner nach.

EMIL A. RHEINHARDT

1889 in Wien geboren, schrieb Gedichte und Novellen sowie eine Reihe von ausgezeichneten Biographien, darunter vor allem: „Das Leben der Eleonore Duse“. Er ist im KZ von Dachau, wohin ihn die Gestapo aus Frankreich nach dem Ein-

marsch der Deutschen geschleppt hatte, den unmenschlichen Leiden erlegen. — Aus seinem BUCH ÜBER DIE DUSE (seinerzeit im S. Fischer-Verlag, Berlin, erschienen) ein Abschnitt, der das Sterben der Eleonore Duse in Pittsburg schildert:

Und dann war sie, die manche Stadt sehr geliebt und doch so oft voll Haß von den Städten gesprochen hatte, als ob sie ahnend immer diese „fürchterlichste Stadt der Welt“ gemeint hätte, in dem Wirrsal von grau wuchernden Würfeln, in der Wolkenhöhe grausig aufgeschossen, eckigen Gewächsen aus Eisen und künstlichem Stein, in diesem rauchverhangenen Pittsburg angekommen, das war, als ob keiner von den Hunderttausenden, die dies maschinendurchschütterte Chaos von Kuben und Schloten unter den rußschwarzen Wolken und dem eisengrauen Himmel bevölkerten, wüßte, daß es Blumen und durchsonnte Luft auf bäumefrohen Hügeln gibt, helle veilchenselige Luft, wie sie jetzt auf dem Meere vor Triest die aufblähenden Segel zur Heimfahrt nach Chioggia füllen mußte. Oh, heimkehren! Heimkehren! Oh, wenn sie doch schon in dem gütigeren New York das Schiff sehen dürfte, das sie nach Italien zurücktragen würde, wenn nur erst das vorübergegangen wäre, o Gott! Wie ihre Mutter es getan hätte, gelobte sie eine große schöne Kerze, wenn sie heimgekehrt wäre, und sei es auch nur, um in Asolo zu sterben. Sie verschloß sich in ihr Hotelzimmer. Keiner durfte zu ihr als die Vertrauten, die mit ihr waren, die sich mit immer scheueren Schritten dem schaurigen Ölbergdunkel um sie nahten. Vier Tage der Vorbereitung verbrachte sie so, schauernd zwischen Hier und Dort. Am Abend dieses 5. April endlich rief sie das unentrinnbare „Komm arbeiten!“

Eisiger, schneedurchwehrt Regen fiel. Schnell, schnell jetzt vom Wagen ins Theater! Aber der Bühneneingang war verschlossen, und der Mann, der ihn hätte öffnen sollen, nicht da. Und sie mußte im nassen Schauern draußen stehen und warten. Als ihr dann endlich das Tor aufgetan wurde, war die Kälte schon in allen ihren Adern und schüttelte sie immer gräßlicher. Mit all ihrem verzweifelten Wollen, jetzt, so nahe dem Ende ihrer Pflicht, nicht noch einen Abend zu versäumen, zwang sie ihren zitternden Körper noch einmal zum Dienst. Und sie spielte die Tragödie des Einsamwerdens, des Alleinseinmüssens vor dem Letzten so über alles Maß hinaus